

Mein Name ist Sabine Christel, ich bin 49 Jahre alt und es ist fraglich, ob ich noch die 50 erreichen werden. Ich bin alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Im Sommer 2020 ist bei mir Eierstockkrebs Stufe IVb, Krebs im Endstadium, diagnostiziert worden.

Und dies ist meine Geschichte.

Ich lebe mit meinen beiden Kindern in Bückeburg. Meine Tochter ist 19 Jahre alt, mein Sohn 13.

Bis Juni 2020 bin ich begeistert auf vielen kulturellen Events gewesen, denn ich habe mich 2017 mit einem Online Kulturmagazin selbstständig gemacht. Da es sich um ein kostenloses Onlinemagazin handelte, habe ich kaum Geld damit verdient, da ich zum Einen die Ausgaben decken musste und sich nur wenige Werbepartner gefunden haben. Trotzdem habe ich all mein Herzblut in das Magazin gesteckt und nächtelang an Artikeln gesessen, weil es mir Spaß gemacht hat. Gleichzeitig hat es auch unglaublich viel Kraft, Arbeit und vor allem Zeit gekostet, die, wie ich mittlerweile am eigenen Leib erfahren musste, unbezahlbar ist.

Anfang 2020 habe ich mich gesundheitlich nicht gut gefühlt. Nach einer Schilddrüsenoperation im April bin ich unglaublich "pummelig" geworden, woraufhin mich mein Internist zweimal ins MRT gesteckt hat und nur einer aufmerksamen Radiologin ist es zu verdanken, dass überhaupt ein Grund gefunden worden ist.

Meine immer auffälligeren Pummeligkeit ließ sich mit einer sogenannten Aszites begründen, einfach gesagt: Ich hatte Wasser im Bauchraum, was auf eine Krebserkrankung im Unterleib schließen lässt. In dieser Zeit bin ich bei insgesamt vier verschiedenen Gynäkologen gewesen, die allesamt nicht in der Lage gewesen sind, zu erkennen, dass ich bereits Krebs hatte. Und zwar nicht irgendeine Krebsart, sondern eine gynäkologische.

Noch heute frage ich mich, was Vorsorgeuntersuchungen bringen, wenn Ärzte einen nur belächeln, Symptome nicht erkennen und Beschwerden nicht ernst nehmen?

An dem einen Tag bin ich noch auf einer Veranstaltung gewesen, um einen Artikel zu schreiben, den anderen Tag war ich plötzlich im Krankenhaus. Erst war alles nur ein Verdacht, doch plötzlich ging alles ganz schnell: Eine Untersuchung, am nächsten Tag eine Operation, und dann das Ergebnis:

Krebs.

Es ist schwer zu beschreiben, was man in diesem Moment empfindet. Wenn man sich gesund fühlt und Pläne für die Zukunft hat und bei einem plötzlich eine schwere Krankheit diagnostiziert wird. Unwissend darüber, wie viel Zeit noch bleibt. Es reißt einem den Boden unter den Füßen weg und ist für den Verstand einfach nicht zu begreifen.

Meine Tochter erzählte mir, dass sie heute, ein Jahr nach der Diagnose, noch Momente hat, in denen sie morgens aufwacht und hofft, dass alles nur ein böser Traum gewesen ist, ehe die Realität über sie hereinbricht. Und mir geht es ganz genau so.

Hätten Ärzte meine Beschwerden ernst genommen, eher Untersuchungen durchgeführt oder einfach den Tumormarker gemessen, hätte ich Zeit gewinnen können.

Ich habe vor längerer Zeit eine Kolumne über Krebs geschrieben. Tatsächlich erkrankt

jeder Zweite daran. Und jeder trägt die nötigen Zellen in sich, es kommt nur darauf an, bei wem sie entarten. Und wichtig ist es, den Krebs früh genug zu erkennen, bevor er sich ausbreitet. Gerade Eierstockkrebs ist tückisch und verteilt sich sofort und bildet dort Tumore. Man kann den Krebs früh erkennen, wenn man danach sucht. Und Patientinnen mit Symptomen ernst nimmt. Das war bei mir leider nicht der Fall.

Nach der ersten kurzen Operation durfte ich nach Hause, um mich zu stärken, direkt danach stand die zweite, sehr aufwendige Operation mit einem riesigen Bauchschnitt an. Es war klar, dass eine aggressive Chemotherapie erfolgen musste.

Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, kämpfte ich mit einem heftigen Erbrechen, dass im Krankenhaus bereits seinen Anfang gefunden hatte und auch zuhause nicht zu stoppen gewesen ist. Ich wurde in ein anderes Klinikum eingewiesen, wo ein CT Klarheit schaffte: Der Zugang zwischen Magen und Darm war (und ist) bei mir durch ein Krebsgeschwür verstopft und mein Magen im Zuge dessen auf drei Liter angeschwollen. Der Magen konnte sich nicht mehr entleeren.

Mir wurde im Klinikum ein Schlauch in den Magen gelegt, der alles absaugen sollte, das bedeutet aber auch, dass ich seitdem nichts mehr essen konnte. Lediglich etwas Flüssigkeit kann ich zu mir nehmen, sie wird aber nicht von meinem Körper aufgenommen.

Gleichzeitig sagte man mir im Krankenhaus, dass ich keine Chance mehr hätte, ich solle nach Hause fahren und meine Angelegenheiten regeln. Plötzlich wurden meine Kinder und ich von Mitarbeitern des Hospizdienstes umringt, was vermutlich nett gemeint, aber demotivierend und schrecklich gewesen ist. Ich hatte noch keine Therapie angefangen, aber mein Todesurteil schien schon unterschrieben zu sein. Alles brach auf einmal über mir zusammen.

Ich habe nächtelang geweint und nicht gewusst, wie soll ich Abschied nehmen? Wie soll ich, wenn ich das nicht will? Wenn ich das nicht kann?

Meine Tochter ist dabei gewesen, als das Krankenhaus mir diese Nachricht überbrachte, meinem Sohn habe ich einen langen Brief geschrieben, um ihm mitzuteilen, wie viel er mir bedeutet, und dass es mir leid tut, dass ich nicht länger für ihn da sein kann. Mein Sohn machte auf cool und ließ sich vor mir nichts anmerken, aber meine Tochter erzählte mir später, dass er die ganze Nacht in ihrem Arm geweint hat. Was das mit mir als Mutter macht, kann ich nicht in Worte fassen.

Ich sammelte also all meine verbliebene Kraft zusammen und startete in die Chemotherapie.

Immer, wenn ich kurz davor war aufzugeben, habe ich in die Augen meiner Kinder geschaut und wusste wieder, warum ich weiter kämpfen muss. Ich bin Mutter. Und als Mutter ist es meine Aufgabe für meine Kinder da zu sein, eine andere Möglichkeit gibt es gar nicht.

Man fängt an, das Leben mit anderen Augen zu sehen. Was wirklich wichtig ist, sind Familie, gesunde Ernährung und Zeit.

Denn letztendlich ist es völlig egal, ob es Krebs ist oder irgendetwas anderes: Unser aller Leben ist begrenzt und es kann morgen schon vorbei sein und was hast du dann, wenn du

dir nur Stress und Gedanken machst? Zeit ist unbezahlbar und wenn du sie einmal verschwendet hast, bekommst du sie nie wieder zurück. Ich wünschte, das hätte ich mir schon eher vor Augen geführt.

Die Chemotherapie verlief eigentlich recht gut, doch in den folgenden Monaten sind einige schwerwiegende Fehler passiert, die mein Leben wieder ändern sollten. Meine Onkologin hatte keine vernünftige Verlaufskontrolle gemacht und für mich war es wie ein Deja-Vu: Mal wieder wurden meine Beschwerden nicht beachtet.

Also habe ich zu einem neuen Onkologen gewechselt, wo auf der Grundlage meiner Symptome sofort der Tumormarker neu gemessen und ein CT angeordnet wurde, das zeigte, dass sich ein Rezidiv gebildet hat und der Tumormarker hatte sich verzehnfacht!

Mittlerweile ist klar, dass ich mir mit weiteren Behandlungen lediglich Zeit erkämpfen kann.

**Doch meine größte Sorge sind meine beiden Kinder. Wir sind nur zu dritt und wenn ich nicht mehr da bin, haben die beiden nur noch einander.**

Deswegen ist es mir am wichtigsten, dass die Beiden zusammen bleiben können, um sich gegenseitig Halt und Trost zu geben. Vor allem mein Sohn, der erst 13 Jahre alt ist, würde es nicht verkraften, auch noch von seiner Schwester getrennt zu werden.

Da meine Tochter aber momentan noch ihr letztes Schuljahr absolviert und mit 19 Jahren in den Augen eines Gerichts nicht alleine in der Lage ist, sich zusätzlich noch um einen kleinen Jungen zu kümmern. Also habe ich überlegt, was ich tun kann:

Meine Eltern sind leider zu alt, mein Bruder in Spanien hat mich im Stich gelassen und betont, selbst für 500.000€, würde er sich nicht um meinen Sohn kümmern - wir haben keinen Kontakt mehr. In Rücksprache mit der Schule haben wir nach einer Lösung gesucht. Und eine gefunden:

Ein Internat.

Wenn mein Sohn ein Internat besuchen würde, wäre er gut behütet untergebracht und meine Tochter hätte die Ruhe, die sie zum Lernen braucht und es würde nicht die gesamte Verantwortung auf ihr liegen.

Aber das sind nicht die einzigen Vorteile, die ein Internat bietet:

Er hat dort die Möglichkeit, eine spezielle Förderung zu erhalten, da er eine diagnostizierte Legasthenie in Verbindung mit einer ADS hat. Schon oft ist es vorgekommen, dass er von Schülern und vorwiegend leider Lehrern, ausgelacht wurde, weil er länger zum Lesen braucht und ihm das Schreiben schwerer fällt. Auch ein kleineres Klassengefüge würde ihm bei der Konzentration sehr hilfreich sein.

Normale Regelschulen sind leider nicht auf Kinder, die besondere Unterstützung benötigen, ausgerichtet. Ein Internat mit Fördermöglichkeiten wäre schön und so hilfreich. Und er hätte Freunde um sich herum, er würde nicht erleben, wie ich dahinsieche und leide.

Ich sehe die großen Augen von meinem wunderbaren Sohn, diese Augen, die mich ansehen und mich anflehen nicht zu sterben. Er will mich nicht verlieren. Und der Gedanke, ihn zurückzulassen bringt mich um. Ich liege nachts wach und habe Angst vor

seiner Zukunft!

In einem Internat könnte er den Tod und den Krebs für eine Zeit ausblenden, wäre gut untergebracht und könnte bei meiner Tochter bleiben. Seine große Schwester und sein Halt. Die mich seit einem Jahr pflegt und bei jedem Arzttermin meine Hand hält und immer an meiner Seite ist. An der Seite einer Mutter, die seit über einem Jahr gefangen ist in einem Körper, der ihr völlig fremd geworden ist.

Wir sind eine Familie und damit das so bleibt, brauchen wir Hilfe. Leider finanzielle Hilfe und ich möchte gar nicht Betteln müssen, aber für meine Kinder würde ich jetzt alles tun.

Meine größte Angst ist es, dass meine Kinder nach meinem Tod auseinandergerissen werden, mein Sohn in ein Heim geschickt wird oder in eine Pflegefamilie kommt. Weil das kostengünstiger und letztendlich einfacher für das Jugendamt wäre. Mir hat ein Mitarbeiter selbst gesagt, er könne sich für seine Kinder kein Internat leisten, und ich sage mal, wie es ist: ich wünschte, ich wäre nicht in der Situation, in der ich keine Wahl habe. Ich habe bereits in der Vergangenheit Erfahrungen mit dem Jugendamt gemacht, als Alleinerziehende kommt man da leider meistens nicht drumherum und diese Erfahrungen sind nicht gut gewesen.

Wenn ich genug Geld zusammengekommen könnte, dann kann ich ein günstigeres Internat allein finanzieren, für die nächsten vier Jahre. Dann wäre sichergestellt, dass mein Sohn bei seiner Schwester bleiben kann und beide gut aufwachsen können. Dann hätte ich eine schwere Sorge weniger.

Ich kann nicht mehr alles regeln, ich weiß nicht, wieviel Zeit mir bleibt. Aber ich bin dankbar für alles, was ich noch erleben und auf den Weg bringen kann.

Deswegen wende ich mich bittend an Sie:

Ich habe bereits ein Internat gefunden, das alles anbietet, was mein Sohn braucht und, das ihn gerne aufnehmen würde. Dafür kommt uns das Internat auch finanziell sehr entgegen. Auch dort ist man so bemüht darum, uns in dieser ausweglosen Situation zu helfen.

Meine beiden Kinder bedeuten alles für mich und ich kann jetzt nicht sterben, mit der Sorge im Herzen, was aus den beiden wird und, dass ich sie vollkommen schutzlos zurücklassen.

Dabei will ich leben und Mama sein dürfen. Ich will sehen, wie mein Sohn aufwächst und was er für ein toller erwachsener Mensch wird. Ich will seine Hand halten, wenn er weint und ihm nachts über die Stirn streicheln. Seinen ersten Liebeskummer miterleben, dabei sein, wenn er die Schule beendet und sehen, wohin das Leben ihn tragen wird.

Er möchte, dass ich stolz auf ihn bin, aber ich bin so stolz auf ihn, einfach, weil er ist, wie er ist. Und ich liebe ihn bis in alle Unendlichkeit. Ich hoffe so sehr, dass er sich immer daran erinnert.

Und ich liebe meine große wilde mutige Tochter, die der tapferste Mensch ist, den ich kenne. Wie sie mit meiner Erkrankung umgeht ist unglaublich. Sie denkt, sie ist schüchtern, aber das ist sie nicht. Und ich hoffe so sehr, dass sie noch ein Jahr, soweit es möglich ist, unbeschwert die Schulzeit genießen kann. Von klein auf waren wir immer zu

zweit und schließlich zu dritt, als mein Sohn dazu kam, einen Vater gab es nie, aber er hat uns auch nie gefehlt.

Ich liebe euch beide bis in alle Unendlichkeit!

Und glauben Sie mir, ich habe Angst vor dem, was auf mich zukommt. Ich kann mir nicht mal vorstellen, einen einzigen Tag ohne meine Kinder zu sein. Und nur der Gedanke, dass ich sie hoffentlich eines fernen Tages irgendwo wiedersehen und sie mir aus ihrem schönen und aufregenden Leben berichten werden, soll mir diesen Schritt erleichtern.

Derzeit liege ich in Berlin in der Charité und kämpfe nach einer letzten schweren Operation, um vielleicht ein paar Wochen oder Monate herauszuholen und bezahle diesen Kampf mit unvorstellbaren Nervenschmerzen.

Und bei jedem Gespräch mit den Kindern spüre ich ihre Angst vor der Ungewissheit. Deshalb, ich flehe Sie an:

Bitte helfen Sie meinen Kindern.